



---

Deutsche Gesellschaft für **Psychoanalyse,**  
**Psychotherapie,**  
**Psychosomatik und Tiefenpsychologie e.V.**

# PSYCHO-NEWS-LETTER NR. 79

EIN KLEINER LITERATURRUNDFLUG

Im Auftrag des Vorstands der DGPT

Verfasst von

Michael B. Buchholz

Email: [buchholz.mbb@t-online.de](mailto:buchholz.mbb@t-online.de)

Anfang Januar 2010

## REHABILITIERUNG DES SZENISCHEN

---

**M**anche Entwicklungen auf dem Psychomarkt – wie das unschöne Wort neuerdings heißt, andere sprechen von der Psychotherapielandschaft – machen mehr als Verdruß. Das 10jährige Bestehen des PthG wird zum Anlass genommen, völlig neue Furchen durch den Acker zu ziehen – als hätte man nicht eben an den Universitäten mitbekommen, welche Verschlimmbesserungen die Bologna-Reformen angerichtet haben. Das Forschungsgutachten dokumentiert, wie erfahrene Praktiker und Weiterbildungsteilnehmer weit größeren Wert auf Selbsterfahrung legen und dass sie die eigentliche Ausbildung *nach* dem Besuch der Universität für richtig halten. Das wird unisono von verhaltenstherapeutisch und psychoanalytisch Orientierten so bekundet.

Schlägt man das Psychotherapeutenjournal 4/2009 auf, worin diese Dinge diskutiert werden, wird in einem Beitrag von **Werner** und **Gabriele Greve** aus Hildesheim eine Vision der „Einheit in Vielfalt“ proklamiert, die klar Einheit proklamiert, nämlich einseitig empirische Ausrichtung, Übernahme all dessen, was an der Psychoanalyse klinisch auf den ersten Blick einleuchtet und Verzicht auf Selbsterfahrung nahelegend erwägt. Ein MA-Studium der Psychotherapie könnte dann schon mit einer Approbation abgeschlossen werden, so wird gelockt. Überhaupt nicht gesehen wird, dass in der Psychotherapie auch so etwas wie Lebenserfahrung eine Rolle spielt -

Doch! Das ist ein Gesichtspunkt! Und der wurde sogar gegen die 32 Jahre junge neue Familienministerin in den Gazetten ernsthaft in die Waagschale geworfen. Das Autorenehepaar hat ein instrumentelles Verständnis von Psychotherapie: Man definiere eine Störung und greife dann in den empirisch überprüften Besteckkasten therapeutischer „Techniken“. Dass Einheit nur um den Preis zu haben wäre, sich dieser instrumentellen Grundphilosophie anzuschließen, rückt das Programm der Einheit in die Nähe von Einfach.

Wie wenig eine solche Einstellung tatsächlich empirischen Befunden entspricht, macht der gemeinsam von den beiden Psychoanalytikerinnen **Susanne Walz-Pawlita** und **Susanne Loetz** mit der Verhaltenstherapeutin **Birgit Lackus-Reiter** verfasste Beitrag im gleichen Heft des PTJ (4/2009) klar. Sie weisen u.a. auf die empirisch gut dokumentierte Notwendigkeit hin, dass Therapeuten von ihrer Sache überzeugt sein müssen und dies nicht nur hinsichtlich Wirksamkeit, sondern Störungstheorie und Menschenbild. Einfach pragmatische „Wechsel“ – mal hier ein bisschen Psychoanalyse, hier ein bisschen Verhaltenstherapie – verbieten sich von daher von selbst. Und zu dem Thema der „Adhärenz“ genannten Einstellungen, also dem Anhängen eines Therapeuten an das, was er selbst als hilfreich empfunden haben wird, gehört auch die Grundphilosophie, ob Psychotherapie eher als Reparatur von Störungen oder darüber hinaus als Anleitung zu Lebenskunst und Lebensbewältigung verstanden wird. Viele unserer Patienten kommen nicht, weil sie eine Depression „haben“, wie das unsägliche Geschwätz um den traurigen Fall eines Torwarts durch die Medien palaverte. Sondern sie kommen, weil sie wie Pastoren den Glauben verloren haben; Fragen danach, warum sie auf der Welt sind, nicht mehr zu beantworten wissen; weil sie trotz aller persönlichen, familiären und beruflichen Erfolge nicht mehr wissen, was das Wort Sinn in ihrem Leben bedeuten könnte; weil sie ahnen, dass alle rasende Problemlösung sie unterwegs etwas hat verlieren lassen, ohne das sie nicht leben können – aber sie vermögen oft nicht einmal zu sagen, was das sein könnte. „Depression“ ist ihnen eigentlich nicht Störung, sondern gleichsam zwangsläufige Folge dieser elementaren, dieser ein Leben existentiell grundierenden Fragen, Depression die Folge eines Mangels an emotional-bezogenen Antworten. Experten verkünden in Medien, wer Depressionen nicht mit den entsprechenden Pharmaka behandle, begehe einen Kunstfehler. Sie propagieren die merkwürdige Idee, Depression beruhe auf einem Serotonin-Mangel wie der Diabetes auf dem Mangel an Insulin. Aber gerade Depressive glauben nicht daran! Wie der Berliner Psychiatriekongress (FAZ v. 23. 12. 2009) gezeigt hat, wirken Anti-Stigma-Programme nicht, mit denen man den Depressiven erklären möchte, sie litten an einer Krankheit wie andere an anderen Krankheiten auch. Depressive suchen sich aus, wem sie sich anvertrauen; sie befolgen den antistigmatisierenden Rat, offensiv mit Arbeitskollegen und Chefs zu sprechen, gerade nicht! Sie haben gute Gründe, eine leichtere Maskerade zu zeigen. Jeder, der depressive Menschen kennt, weiß, dass sie auf aufmunterndes Schulterklopfen abweisend reagieren, auf echte Zuwendung aber positiv; dann verändert sich auch ihr Serotonin-Spiegel vermutlich, denn ihr Zustand bessert sich. **Joachim Bauer** aus Freiburg hat ebenfalls kurz vor Weihnachten dankenswerterweise in einem Zeitungsbeitrag (Die Welt, 17.12.2009) die bessere Formel gefunden, Depression sei eine „Sinn-Mangel“-Krankheit. Das stimmt und rückt die Dinge zu recht.

Ursache und Symptom sollten nicht verwechselt werden. Aber auch das lernt man vielleicht erst mehr mit zunehmendem Lebensalter.

Die Autoren des Forschungsgutachtens haben schon recht, wenn sie die Befragten mehrheitlich mit der Meinung wiedergeben, therapeutische Ausbildungen sollten *im Anschluß an* ein Studium, nicht währenddessen erfolgen. Sie haben schon deshalb Recht, weil man einfach für die Ausübung Psychotherapie ein bisschen älter sein sollte. Nicht umsonst verlangt das Psychotherapeutengesetz in Österreich ein Mindestalter von 28 Jahren für die selbständige Ausübung der Heilkunde.

Dass längst ein Verhaltenstherapeut, **Dirk Revenstorff**, sich hier bei einem Vortrag erfreulich anders geäußert hat, wird ignoriert. Er sagte, es komme nicht darauf an, die Störungen einer Per-

son zu behandeln, sondern die Person, die eine Störung habe. Ich habe nur bedauert, dass diese Äußerung nicht von einem Psychoanalytiker kam. Störungen – das sind doch Indizien für solche existentiellen Fragen! Wollen wir die Indizien beseitigen und dann meinen, wir hätten die Fragen beantwortet? Das wäre so leichtfertig, wie wenn man einem Ingenieur im Beobachtungsstand eines Kernkraftwerkes beim Aufleuchten der roten Alarmlampe raten wollte, das Birnchen herauszudrehen, damit er in Ruhe weiter frühstücken kann.

Wie Greve und Greve sich Einheit vorstellen, erklären sie an einem Beispiel:

„Auch das wissenschaftstheoretische Argument, Begriffe aus den verschiedenen Theorien seien nicht in die anderen importierbar, scheint uns letztlich nicht schlüssig. Am Ende bemisst sich der Wert eines Konzeptes an seiner substanziellen Grundlage. So wie ich den Begriff ‚Intelligenz‘ verstehen und verwenden kann, ohne damit auf eine bestimmte Intelligenztheorie festgelegt zu sein, kann ich den argumentativen Kern bspw. des Konzeptes ‚Widerstand‘ verstehen und nutzen, ohne das psychoanalytische Persönlichkeitsmodell für wahr halten zu müssen. Widerstand als Phänomen muss auch die Verhaltenstherapie nicht bestreiten (vielleicht nur anders erklären).“ (PTJ 4/2009, S. 367)

Ich habe während meines Studiums Intelligenztheorien büffeln müssen und habe gelernt, dass man sehr Verschiedenes darunter verstehen kann, ja dass als Theorie das bezeichnet wird, was bestimmte Phänomene überhaupt erst zum Datum/Faktum macht. Deshalb der Wettstreit verschiedener Theorien um ein Phänomen.

Ein Durchbruch, so erinnere ich mich, war das Buch von **Howard Gardner** mit dem hierher gehörigen, bemerkenswerten Titel: „Frames of mind. The Theory of Multiple Intelligences“ (2001 auf deutsch). Gardner unterschied 7 Formen (darunter sprachliche, logisch-mathematische, musikalische, aber auch interpersonelle von intrapersoneller Intelligenz), beschrieb sie genau und wandte sich als einer der ersten gegen die Blödsinnigkeit der „Messung“ einer einheitlichen Intelligenz durch den IQ. Er schreckte nämlich vor der vollkommen uneinsichtigen Vorstellung zurück, „that certain abilities can be arbitrarily singled out as qualifying as intelligence while others cannot“. Das war eine Klärung, weil endlich die Einheitlichkeit der Vorstellung von Intelligenz aufgegeben worden war!

Weil man zuvor meinte, Intelligenz „einheitlich“ verstehen zu können, passierten doch solche Sachen, dass Kinder der Unterschicht oder aus den Milieus der suburbanen Schwarzen oder Latinos als „weniger intelligent“ definiert und auf die entsprechenden abschüssigen Lebensgleise geschickt worden waren; erst als man unter politischem Druck begann, Intelligenz anders, nicht mehr „einheitlich“, zu definieren und anders empirisch zu beforschen, änderte sich dieses Bild!

Warum sollten wir unseren Kopf jetzt erneut unter einen so alten Hut von Einheitlichkeit stecken? Und – mit Verlaub: wann endlich lernt die akademische Psychologie aus ihren teils verheerenden Fehlern?

Wenn man von Intelligenz ohne Theorie – und offenbar auch ohne Erinnerung! - spricht, dann bestenfalls in umgangssprachlichem Sinn. So soll offenbar auch von „Widerstand“ geredet werden – umgangssprachlich. In der Bedeutung von fehlender Mitarbeit (die pädagogische Variante) oder von Non-Compliance (die medizinische Variante). Die Rede von der „Importierbarkeit“ des Widerstands macht deutlich, dass bei dieser Gelegenheit die lästige psychoanalytische Theorie - die den Bedeutungsrahmen für „Widerstand“ abgab - abgestreift werden soll.

Das wäre aber nun gerade nicht Einheit in Vielfalt, sondern zeugt von tiefem Fehlverstehen dessen, was in der Psychoanalyse als Widerstand verstanden wird. Man lese dazu etwa die entsprechenden Kapitel im Ulmer Lehrbuch von **Thomä** und **Kächele**.

Einst gab es Hochschullehrer, die zwar energisch bestimmte Paradigmen vertraten, aber anerkennen konnten, wenn Vertreter grundlegend anderer Auffassungen mit Verve und Geist, Fleiß und pädagogischem Eros ihre, ihre ganz andere Sache vertraten. Ziel war nicht Einheit, sondern umgekehrt: akademische Vielfalt! Das droht als Folge von „Bologna“, so ahnen und artikulieren viele, von den Universitäten zu verschwinden. Die resultierende Stromlinienförmigkeit bereitet heute so viel Verdruss. So schafft sich Autonomie der Wissenschaft, so schafft sich Denken, das

Vielfalt, Stille und Gelassenheit braucht, selbst ab. Wenn laut die Fahnen flattern, um sich einheitlich hinter ihnen zu versammeln, rutscht der Geist in die Trompeten der Exzellenzwettbewerbe.

#### NEUES VON DER SZENE: VERSCHIEDENE FORMEN DES WISSENS

---

Wenn ich diese Überschrift hier verwende, dann in bewusster Doppeldeutlichkeit. Denn die psychoanalytische Szene hat natürlich auch Erfreuliches zu berichten, etwa die Gründung der „International Psychoanalytic University“ durch die Initiativen von **Christa Rohde-Dachser** und **Jürgen Körner**, an der viele renommierte psychoanalytische Wissenschaftler sich versammeln und manche renommierten Psychoanalytiker ihre Söhne und Töchter zum Studium entsandt haben – transgenerationale Mission, die mal nicht sofort ans Trauma denken lässt, ganz im Gegenteil.

Und erfreulich ist auch, dass die DPG mittlerweile als „component society“ der IPA anerkannt ist und so etwas geheilt werden kann, was als historisches Trauma von manchen bezeichnet worden ist. Hoffen wir, dass das nun auch für eine gewisse Befriedung sorgt und Energien für neue Aufgaben freigibt.

Abseits vom Marktgeschrei der Effizienz-nachweise und instrumentellen Therapie-„Anwendungen“ vollzieht sich eine andere, erfreuliche Entwicklung. In aller Stille entwickelt sich eine ganz andere Szene innerhalb mancher wissenschaftlicher Entwicklungen: eine Rehabilitierung des Szenischen Verstehens, die man nur begrüßen kann.

Da ist als erstes ein klug informiertes Buch des Philosophen **Wolfram Högbe** (2009) „Riskante Lebensnähe“. Sein Untertitel „Die szenische Existenz des Menschen“ lässt sofort aufhorchen. Der Autor beginnt mit einem schönen Aufriß unter der Überschrift „Takt und Nachsicht“ und macht am griechischen Unterschied von „epistemisch“ und „gnomisch“ an einer Stelle aus der „Nikomachischen Ethik“ des **Aristoteles** deutlich, wie Nachsicht als Takt verstanden wurde, mit dem der Anständige richtig zu beur-

teilen verstehe. „Und richtig bedeutet wahr“, so fährt der alte Grieche fort. Högbe fügt dann in eigener Formulierung an:

„Umgangsformen sollten eine konsonante Qualität aufweisen, wie wir sie z.B. im musikalischen Zusammenspiel praktizieren“ (S. 9)

Dies Mitspiel in Konsonanz, diese Teilhabe an der Szene des Anderen war von **Alfred Lorenzer** ebenso wie von **Herrmann Argelander** einst herausgestellt worden; gerade nicht objektivierende Klassifikation eines Patienten in ein Schema und habe es auch, wie DSM oder ICD, die Anerkennung internationaler Expertenkommissionen. Dementsprechend will der Autor „nur die Eingangsstimmung für dieses kleine Buch vorbereiten“:

„Worum es hier geht, sind in der Tat Formen des Wissens, wie sie szenisch relevant sind. Noch genauer: Worum es hier geht, ist letztlich das Szenische als Wissensform selbst. Ein seltsames Thema. Von der Philosophie bislang völlig ignoriert. Aber die Philosophie kann gar nicht ignorieren, ohne dennoch auch in ihrem Absehen noch etwas Mitgesehenes hervortreten zu lassen.“ (S. 11)

Verschiedene *Formen des Wissens*? Also nicht nur: Einheit des Wissens! Das szenische Wissen wird hier klar von einem klassifikatorischen Wissen etwa unterschieden. Was tritt dann hervor? Etwas, was man selbst dann noch ahnt, wenn davon abgesehen werden soll. Man braucht, wie der Musikalische für die Musik, ein Gespür – nämlich für das Lebensweltliche, für den menschlichen Ausdruck. Dem wird nun von der Philosophie **Hegels** ausgehend nachgegangen und wir begegnen schön gearbeiteten Darstellungen des Szenischen dann bei **Martin Heidegger** bis hin zu **Jürgen Habermas**. Beschrieben

wird der „Gang auf das Leben zu“, die „Szene des Erwachens“ und die Frage gestellt, ob „Aufhellung“ metaphernfrei zu haben ist? Auf die Metaphern komme ich gleich noch in anderem Zusammenhang wiederholt zu sprechen.

Natürlich kommen außer den genannten Philosophen eine Menge anderer vor, etwa **Hilary Putnam** und andere prominente Amerikaner wie **Michael Tomasello**, der im Dezember 2009 mit einer Laudatio von Jürgen Habermas in Stuttgart den Hegel-Preis überreicht bekam. Dann widmet Hogrebe dem Szenischen Verstehen ein eigenes Kapitel. Dort heißt es klärend:

„Szenen sind das Primäre für unsere Weltwahrnehmung, nicht die Objekte der Welt oder ihr Mobiliar, wie immer impressionistisch, prozessual oder systemtheoretisch aufgelöst. In der zeitgenössischen Entwicklungspsychologie hat man eben deshalb *Szenen gemeinsamer Aufmerksamkeit* an den Beginn des Spracherwerbs gestellt...“ (S. 50)

Und gleich weiter mit Würdigung von Lorenzer:

„Dem objektivierenden Gestus rational rekonstruktiven Verstehens und Erkennens hatte im vorigen Jahrhundert der Psychoanalytiker Alfred Lorenzer (1922-2002) die für die analytische Praxis relevante Verstehensart entgegengesetzt, die er unter dem Titel *szenisches Verstehen* 1970 einführte. Seine Grundeinsicht war die, dass im analytischen Gespräch zwischen Arzt und Patient das wechselseitige Verstehen von der situativen Einbettung, die durch die Äußerungen des Patienten hergestellt wird, nicht abgetrennt werden kann“ (S. 53f.)

Hier wird klar, wozu die Unterscheidung von Wissensformen notwendig wird. Im Dialog wissen wir etwas auf eine andere Weise als lediglich durch Klassifikation. Die bleibt nämlich zu starr, zu steif, zu unflexibel. Der Dialog ist ja nicht nur „Dokumentation“ eines äußeren Geschehens, indem man sich „Etwas“ erzählt (und das dann klassifizieren würde: als schöne oder hässliche Erfahrung, als freche Zumutung oder liebevolle Behandlung, als verächtliche Äußerung oder bemerkenswerten Gedanken).

Der Dialog geht vielmehr vor und zurück, greift auf und lässt liegen, wechselt das Thema und bleibt doch bei der Sache, will vor Augen stellen mit Worten und muß deshalb inszenieren.

Verstehen wird hier deshalb als „wechselseitig“ bezeichnet und behauptet, dass es nicht von der „situativen Einbettung“ abgetrennt werden kann. Könnte hier die Grunddifferenz zu den anderen, objektivierenden, instrumentellen Methoden liegen? Dass Psychoanalytiker im besonderen Wissensmodus des Szenischen etwas wissen, was manchmal fad, manchmal falsch wird, wenn es in den Modus des Objektivierend-Klassifizierenden übersetzt werden soll?

Hogrebe macht eine schöne Entdeckung. Der deutsche Dichter **Otto Ludwig** (1813-1865) habe bereits die „referierende“ von der „szenischen“ (so buchstabierte er damals) Erzählung unterschieden. Bei der szenischen Erzählung wird nicht „über“ etwas gesprochen, sondern die Geschichte zieht den Leser ins Miterleben hinein. Während bei der referierenden Erzählung das Medium der Mitteilung lediglich das vernehmende Ohr ist, sei es bei der szenischen Erzählung so, dass durch das Ohr dem Auge etwas mitgeteilt werde! Das ist doch eine schöne Entdeckung! So verhält es sich doch! Das ist doch auch eine Art Empirie, oder? Wir „sehen“ mit unseren inneren Sinnen die „Szene“, von der unsere Patienten sprechen und wir sehen sie genau dann, wenn aus dem bloß Berichtenden in den Modus des Szenischen übergegangen wird. Das Objektivierende und nur Referierende lässt uns emotional eher unbeteiligt und epistemisch blind. Das Ohr vernimmt, aber das innere Auge sieht noch nicht. Während bei der szenischen Erzählung, so Otto Ludwig damals schon, der Erzähler das „Hoheitsrecht der Mitteilung“ (S. 54) an die Szene selbst abtritt, so dass die Geschichte sich selbst erzählen kann – und in diesem Überschuß schaltet sich der Modus des Szenischen ein, so dass wir teilhaben, sehen und manchmal behandeln können. Deshalb war Lorenzer so sehr am Szenischen interessiert; weil Analytiker ein Verstehen praktizieren, dass weder

an klassifikatorischer Diagnose noch an instrumenteller Technik allein, aber auch nicht nur am hermeneutischen Verstehen eines Textes, über dem gebrütet werden könnte, allein modelliert ist, sondern weil er sich auf die Inszenierung mit dem Patienten einlassen, selbst die Bühne betreten muß. „Er nimmt real am Spiel teil“, so wird Lorenzer hier zitiert. Hogrebe formuliert faszinierend:

„Unser vortheoretisches Bewußtsein ist daher von diesen Formen unseres szenischen Existierens geradezu imprägniert. Wir *erinnern* uns an ähnliche Augenblicke, an *Szenen, wie es damals war*, und *erwarten* von ersehnten *Szenen*, daß andere uns entgegenkommen, wie auch wir anderen entgegenkommen sollten, unvermeidlich beglückend, gleichgültig oder verletzend. Diese normative Wechselseitigkeit unseres szenischen Existierens hat noch nichts mit regulärer Ethik zu tun. Allenfalls mit dianoethischen Tugenden, mit so etwas wie Takt oder sozialer Sensibilität im aristotelischen Sinn. Dieser Sensibilität ist nämlich, worauf ich schon hingewiesen habe, ein erkennendes Auge eingesetzt. Es geht hier also um Mitmenschlichkeit in affektiven Symmetrien, die im weiten Feld individueller Verletzlichkeiten tröstlich bis zur Beglückung und störanfällig bis zu traumatischen Formen sind.

Das Szenische bricht in solchen emotionalen Oszillationen die Kausalität unseres Weltkontaktes, aber es dementiert sie nicht. Ursache und Wirkung erhalten hier einen szenischen Index, durch den sie zu Anmutungen verletzender oder tröstlicher Art ‚gebrochen‘ werden“ (S. 56)

Nicht „die ungenügende Mutter“ ist dann „Ursache“ einer Persönlichkeitsstörung, sondern sie ist es nur dann, wenn die Szene des Ungenügens affektiv erinnert werden kann. Nicht das eigne Aussehen, die Behinderung oder die Entstellung ist dann „Ursache“ einer narzißtischen Kränkung, sondern die Szene der Schmähung, der Stigmatisierung und Exklusion durch Andere. Nicht die Diagnose „ich bin psychotisch“ beschreibt die Wirkung einer (ja bis heute nicht gefundenen) Ursache, sondern dass Einer auf diese paradoxe Weise so von sich spricht, als wäre seine Stimme nur das Echo dessen, was

andere ihm/ihr als Diagnose souffliert haben. Dass er also nur *hören* konnte „Du bist verrückt“ – und daraus dann die Szene zwischen Ich und Du sich anpassend vertauscht zu einem „Ich bin verrückt“ um den Preis des Beschweigens der eigenen Stimme.

Szenisches Verstehen weist auf die szenische Existenz und auf die szenische Form der Selbsterkenntnis hin. Der Ort dieser Selbsterkenntnis ist das von Hogrebe sogenannte „vortheoretische Bewußtsein“, also dort, wo die klassifizierend-objektivierende Theorie noch nicht hingelangt hat. Hogrebe geht weiter zu den Szenischen Formen des Daseins und kommt zu der Formulierung, dass das Szenische das „unhintergehbare Maximum an Lebensnähe“ ist, weil wir unser eigenes „In-der-Welt-Sein“, wie er mit anderen Philosophen formuliert, „nur *auf genau eine Weise* auffassen und verstehen können. Geist ist in seiner Einheitlichkeit offenbar nur aus einem verbleibenden Dunkel des Nichtwissens im Wissen zu haben“ (S. 60). Je konkreter wir etwas von einem anderen (oder von uns selbst) verstehen, so die Einsicht von **Dieter Henrich**, umso schwächer wird dabei die Theorie. Und umgekehrt wird die Anstrengung um Theorie „durch Formalität und Wirklichkeitsferne“ (S. 62) erkaufte. „Steigern wir die Präzisionsbilanz, verlieren wir diese Fülle“ (S. 65) Klassifikatorische und Szenische Wissensform verhalten sich demnach zueinander wie zwei Enden eines Kontinuums; sie können nicht aufeinander verzichten. Ohne Szene wäre die Klassifikation nichts wert und falsch, ohne ordnendes Verstehen bliebe die Szene unbegriffen.

Warum aber spricht Hogrebe von der Szenischen *Existenz*? Weil wir auch ohne ordnende Theorie immer schon an *dem* Ort sind, an dem *wir* sind. Diese Dimension liegt dem Begreifen voraus. Der Philosoph **Hans Blumenberg** (siehe meinen PNL 59) sprach vom „Vorfeld der Unbegrifflichkeit“. Davon erfahren wir dadurch, dass diese Dimension sich darstellen muß besonders dann, wenn sie konflikthaft verstört ist. Solcher Konflikt liegt im Grunde schon in der haarfeinen Unterscheidung zwischen der gleichsam a-theoretischen, unwissend-„seligen“ Lebens-

form und der Verstörung, wenn wir dies zu bemerken beginnen. Das hatte der biblische Mythos der Vertreibung aus dem Paradies zum Thema gemacht: Selbsterkenntnis kostet und schmerzt. Dann müssen wir im Schweiß unseres Angesichts unseren Acker bestellen. Was Leben ist, was Selbsterkenntnis bewirkt, ist immer, wie schon **Wilhelm Dilthey** wusste, von innen her bekannt, aber kaum sagbar; es kann nur nachholend gedacht werden, wenn es sich vorher hat szenisch *darstellen* können. Dahinter kann nicht zurück gegangen werden. Und diese Einsicht ist skeptisresistent.

Natürlich sind wir im Sehen immer auch Gesehene, was zu einer anderen Szenischen Existenzform des Menschen gehört. Perspektivität wäre nicht möglich, Ausdruck und Ausdrucksgestaltung überflüssig, Sprache gar nicht entstanden. Weil wir uns so immer auf etwas verlassen können müssen, darauf nämlich, dass es anderen nicht anders geht, kann man nicht sagen, dass hier das *Fundament* liegt, auf dem wir *stehen* oder uns stellen könnten. **Wolfgang Stegmüller**, so zitiert ihn Hogrebe, hat in einer philosophischen Sternstunde hier gesagt:

„Wir haben überhaupt nicht auf etwas gestellt. Wir schweben“ (Hogrebe, S. 71)

Das ist eine großartige Formulierung, die das flüchtige Moment des Szenischen philosophisch genau einfängt und dabei nicht vorgibt, präziser sein zu wollen als man sein kann. Wir schweben – in unseren Gesten und Ausdrücken, in unseren Formulierungen und Intentionen. Immer im Sich-Verlassen darauf, dass es nicht anders geht und auch der je Andere nicht anders kann, selten aber in ausgeprägtem oder ausformuliertem Wissen darum. Das Szenische liegt an der Peripherie unserer Wahrnehmung, aber in der Mitte unserer Existenz. Weil es aber so flüchtig ist, könnten wir hier zu verstehen beginnen, warum klassifikatorisches Denken und dem zugeordnete „Techniken“ in der Praxis der Psychotherapie eine eher in die Irre führende Wissensform sind. So, in klassifikatorischer Zuordnung einzelner Elemente, denken im Übrigen eher Anfänger, wie wir aus den Arbeiten von **Orlinsky** und **Ronnestad** (2005) über die Entwicklung von psychotherapeutischem Können wissen (darüber habe ich in meinem PNL-35 und 41 berichtet).

#### Blicke in Baby-Szenen

Nun, wenn Hogrebe formulierte, dass Szenen und nicht Objekte das Primäre unseres Weltverhältnisses und unserer Weltwahrnehmung sind, dann kann man ihm aus der empirischen Literatur nur volle Unterstützung zuteilwerden lassen. Bei den Säuglingsforschern gibt es interessante Hinweise; es liegt ja auch nahe, wenn vom Vorfeld der Unbegrifflichkeit die Rede ist, sich bei den Säuglingsbeobachtern und Entwicklungspsychologen umzusehen.

**Jacqueline Nadel** und **Darwin Muir** haben 2005 einen Band „Emotional Development“ (Oxford Press) herausgebracht mit höchst bemerkenswerten neuen Befunden renommierter Forscher. Ein auf Kreta arbeitendes Team unter **Giannis Kugumutziakis** schreibt über „Emotions in early mimesis“. Unter Mimesis wird hier die

Angleichung an Andere verstanden und besonders möchte man etwas über die Rolle der Emotionen dabei wissen und zwar im Zeitraum der ersten 10 Lebensmonate. Angenommen wird unter Hinweis auf **Freud**,

„that identification is the original form of emotional tie with an ,object““ (S.161).

Aber „Objekt“, so wird gleich hinzu gefügt, sei eigentlich ein merkwürdiger Ausdruck. Es sei dem starken Einfluss von **Piaget** zuzuschreiben, dass

„the hypothesis of a strong link between emotion and imitation was forgotten“.

Piaget habe 58 „general observations and more than 533 specific observations on infant imitation“ gemacht (S. 163). Nur sieben davon bezogen sich auf Imitationen von wirklichen gegenständlichen Objekten, während der Rest sich auf die Imitation von

Personen bezog! Piaget war an der Entwicklung der Intelligenz interessiert, weniger aber an der emotionalen Beziehung zu anderen Subjekten. Bei seinen eigenen drei Kindern habe er nur von 13 Gelegenheiten des Lächelns, vom Lachen bei 20 Gelegenheiten, von Freude bei 3 und vom Weinen bei 6 Anlässen berichtet.

„Emotions had to be there, but were ignored by Piaget, despite his thesis that all behaviour presupposes intelligence and motives in the form of emotions“ (S. 163)

Obwohl er also eine Vielzahl von Beobachtungen mitgeteilt habe darüber, wie Kleinkinder Erwachsene nachahmen und sich ihnen mimetisch anschließen, habe er sich weitgehend für deren Verhältnis zu Objekten interessiert. Merkwürdig, tatsächlich.

Die Beiträge in diesem Band jedenfalls leiten eine deutliche Wende ein, die man beschreiben könnte als neue Aufmerksamkeit für infantile Szenen. Es geht um Szenen der Mimesis, aber auch um Szenen des deutlichen Schamempfindens und Gesten der Schüchternheit (Blicksenken und Hand-vor-den-Mund-halten) bei Szenen des Wahrgenommenwerdens durch Andere schon bei 2-5 Monate alten Säuglingen (Beitrag von **Vasilu Reddy**), um die Ähnlichkeit des Blickkontakts bei neugeborenen Schimpansenbabys mit dem von menschlichen Babys (Beitrag von **Kim A. Bard**), um die quasi musikalischen Protokonversationen von Säuglingen (2 Monate) und deren allmähliche Umwandlungen (Beitrag von **Colwyn Trevarthen**) und den dabei stattfindenden emotionalen Kontakt, es geht um den beständigen Bezug zu anderen, um die geradezu grundlegend neu gedachte Motivation mit anderen zusammen zu sein, die **Edward Tronick** in einem „Dyadic States of Consciousness Model“ zu begreifen vorschlägt. Demnach suchen bereits die Allerkleinsten danach, den Zustand des Anderen zu erfassen und suchen nach „dyadic regulation“ – auch das wandelt sich mit der Entwicklung. Die sozialen Szenen gehen mit sich entfaltenden Emotionen verbunden einher und gehen den Bezügen zu dinglichen Objekten weit voraus! Seine berühmten Still-

Face-Experimente betrachtet Tronick als „a breaking of connection“ (S. 302) und geradezu als Beweis für die Suche nach dyadischer Regulierung.

Hier ergibt sich für Tronick dann auch eine neue Deutung von *Introjekt-Bildungen*. Die Wirkungen des teilnahmslosen Gesichts einer Mutter auf den Säugling lassen sich experimentell demonstrieren („still-face“). Darüber hinaus gehend spricht Tronick die Vermutung aus, dass realen depressiven Mutter-Kind-Dyaden das Bedürfnis nach kohärenter Verbundenheit so groß ist, dass die Kinder lieber ihren individuellen „state of consciousness“ (SOC) verzerren, um sich mit der depressiven Mutter weiter verbunden fühlen zu können.

„In the depressed dyads, increasing the coherence of the meaning being made in the moment, selects an assemblage of meanings from those available that are the most coherent: ‚We can be sad together (or not make sense of things at all)‘. These SOCs are most coherent *now*, but in the long run they will become increasingly problematic as they limit the resources available to the infant or child. However, that is the rub of maximizing the coherence of meaning moment-by-moment. Selecting meanings to increase coherence is blind to the meaning assembled in an SOC and blind to its long-term impact. It simply operates to maximize what better fits together from what is available *now*. It operates even if the long run costs are extremely high...“ (S. 308f.)

Mit einer deprimierten Mutter *wenigstens gemeinsam* deprimiert zu sein, wird dann eher als affektiver Zustand aufgesucht als die für den Säugling noch unvorstellbare Alternative einer Abgrenzung oder gar Selbstbehauptung. Sichtbar wird, wie diese Art von Analyse ebenfalls in Szenen denkt, uns gleichsam das Baby durch „scenisches Erzählen“ im Sinne von Otto Ludwig vor Augen stellt und wir erst dann, wenn wir diese Szene „sehen“, eine Theorie über Introjekte anschließen können. „Richtig ist dann wahr“, formulierte Aristoteles. Halten wir uns einmal daran: erst Szenen, dann klassifizierende Theorien.

## SPRECHENDE SZENEN DES WISSENS

Eine solche methodische Anleitung meint man den verschiedenen Beiträgen eines Bandes über „Metaphern in Wissenskulturen“ entnehmen zu können, der von **Mattias Junge** gerade (2010) herausgegeben wurde und Beiträge namhafter Wissenschaftler enthält. Auch darin taucht die Rede vom „Vorfeld der Unbegrifflichkeit“ (S. 223) in meinem eigenen Beitrag zu diesem Band auf und wird zum Anlass genommen, die entwicklungspsychologische Entstehung des bildhaft-metaphorischen Denkens aufzuklären.

Dem Band liegt die überzeugende Idee zugrunde, dass Metaphern Wissen geradezu strukturieren und hervorbringen. Hier wäre also eine ganz andere „Ordnung“ zu betrachten, als sie nur durch Klassifikation zu erzielen wäre, wie man sich das etwa in diagnostischen Klassifikationen vorstellt.

Der Beitrag des Philosophen **Hans J. Schneider** macht das besonders deutlich. Schneider wendet sich, ganz auf der hier entwickelten Linie, gegen die Dominanz eines Wissens in Form eines *Systems*; ein solches Wissen nennt er algebraisch, weil es vor allem in der Logik und Mathematik lange prominent war. Es gäbe darüber hinaus ein Wissen in der Form des „Geflechts“ (S. 172), ein Ausdruck, den er für die Beschreibung komplexerer Wissensformen für besser geeignet ansieht. Vor allem deshalb, weil es in der Sprache nicht nur um Anwendung von vorhandenem Wissen geht, sondern um die Kreation von neuen Formen! Kreativität bedeute geradezu, eine vorhandene Handlungskompetenz „dazu zu benutzen, um eine neuartige Handlung...zu vollziehen.“ Und dann fährt er fort:

„Weil diese Art der Kreativität die ganze natürliche Sprache durchzieht, lässt sich die entwickelte Sprachkompetenz nicht vollständig als die Fähigkeit, mit einem Kalkül umzugehen (nicht als eine algebraische Kompetenz) fassen. Eine Bedeutungstheorie für eine natürliche Sprache kann des-

halb... kein axiomatisch-deduktives System sein“ (S. 172)

Eine kreative neue Leistung verstehen wir umstandslos, wenn sie erreicht ist; aber aus einer vorhandenen Handlungskompetenz kann eben diese neue Leistung nicht *vorhergesagt* werden:

„Die Metapher ist ein prominentes Beispiel für solche kreativen Schritte der Erweiterung sprachlicher Handlungsmöglichkeiten“ (S. 173)

Erläutert wird das unter Rückgriff auf **Wittgensteins** *Philosophische Untersuchungen*. Hier macht dieser Philosoph klar, dass wir nicht eine Regel *anwenden*, etwa wenn ein Bauarbeiter das Wort „Platte“ hört und dann weiß, dass er die nächste nehmen soll für die Abdeckung des Daches. Nicht die Anwendung einer Regel ist die Pointe, sondern dass an der Basis eines entsprechenden Verstehens ein *situatives Handlungsverstehen* liege – womit Schneider einen Ausdruck verwendet, den Högrefe als „Szenisches Verstehen“ beschrieb.

„Das situative Verständnis, dass in der aktuellen Situation wieder einmal etwas gebaut werden soll, ist die Basis, ohne die so etwas wie ein Verstehen einer dann nachträglich formulierbaren algebraischen Regel (welcher Ausdruck welchen Gegenständen zugeordnet ist) sich gar nicht ausbilden kann. Das Verständnis von Handlungsweisen liegt auch den einfachsten Regeln zugrunde und es kann sich bei der Ausprägung von Wissenskulturen verändern“ (Schneider, S. 174)

Auf den vom Gerüst erschallenden Ruf „Platte“ wird also der Bauarbeiter mit der richtigen Antwort reagieren und die Platte *bringen*. Der kreative Akt besteht dann manchmal darin, dass er vielleicht auch eine Meldung macht über die Leere des Lagerhauses, das keine Platten mehr enthält. Damit verletzt er auf eine kleine, aber doch kreative Weise den Befehlskontext und kreiert einen neuen Handlungskontext – kurz, er wendet nicht eine (algebraische) Regel an,

welche die Beziehung zwischen dem Wort „Platte!“ und dem Baumaterial bezeichnet, sondern er hält sich „an sein situatives Verständnis der Situation..., in der er versucht, mitzuspielen“. (S. 174). Wir sind also wieder beim szenischen, hier „situativ“ genannten Verstehen.

Nicht anders ist es, wenn einer selbstverständlich die Farbe der Kreide ignoriert, wenn es um mathematische Fragen geht, die an einer Tafel illustriert werden – Verstehen ist an die Teilhabe an Szenen gebunden! Erst *nachträglich* können Regeln daraus abgeleitet werden, aber im Vorfeld der Unbegrifflichkeit spielt Jeder da schon immer mit. Dabei werden Regeln gerade nicht angewendet, sondern kreativ mißbraucht, wie Schneider (S. 175) formuliert. Sprachliche Gliederungen folgen gerade nicht vorgegebenen Gliederungen der Welt, betont Schneider richtig – und macht damit klar, welchem naiven Verständnis diejenigen folgen würden, die meinen, dass etwa diagnostische Klassifikationen „wiedergäben“, was man in der therapeutischen Situation vorfindet. Das Erlernen einer diagnostischen Klassifikation kann dann mit dem Erlernen einer Fremdsprache verglichen werden, freilich einer, die über ungefähr 220 Worte für die Psychotherapie nicht gut hinaus gekommen ist. Deshalb schon ist klar, dass hier keineswegs „alles gesagt“ sein kann. Wer also „Einheit“ fordert, müsste zeigen können, wie er dann noch Kreativität zulassen kann. In den Worten von Schneider lautet die Folgerung:

„man müsse den Theoriebegriff für eine den natürlichen Sprachen angemessene Bedeutungstheorie weiter fassen“ (S. 179)

Wenn wir also etwa einen Satz sagen wie „der Schmerz hörte auf“, dann behandeln wir den Schmerz wie eine handelnde Person. Das tun wir deshalb, weil wir syntaktische Satzsubjekte wie Handelnde auffassen, etwa in Sätzen wie „Peter arbeitet“ oder „Karl rennt“. Aber wenn wir Sätze haben wie „Willi empfängt einen Brief“ dann ist dieses Modell, das Subjekt als den aktiv Handelnden aufzufassen, an seine Grenzen geraten, weil Willi ja passiv etwas erhält, also gerade nicht handelt. Deshalb übertragen wir, um

einen solchen Satz dennoch umstandslos verstehen zu können, das Handlungsmodell auch auf solche Sätze und erweitern unser Verstehen kreativ auf eine metaphorische Weise. Und als würde er wider die diagnostische Klassifikation schreiben, formuliert Schneider abschließend,

„dass die genannte Vorstellung einer formalen Beherrschbarkeit eine Illusion ist und dass der Grund für das Fehlen dieser Möglichkeit die Kreativität der metaphorischen Bewegungen in den natürlichen Sprachen ist.“ (S. 183)

Auch **Andris Breitling** betont in seinem Beitrag zu dem von Matthias Junge herausgegebenen Band (in einer Gegenüberstellung von **Donald Davidson** und **Paul Ricoeur**), dass die Metapher zwar Neues hervorbringen kann, dass sich aber „keine Gebrauchsanweisung“ (S. 201) ermitteln lasse, wie solche gehaltvollen Metaphern denn hervorbringen seien – aber wenn sie entstanden sind, erkennen wir meist gut, ob sie treffen und erkennen, dann auch wieder: nachträglich, wie ihre Regeln sind. Metaphorische Worte haben dann eine ganz eigene Möglichkeit, Wahrheiten zu sagen, selbst solche, von denen das Leben gar nichts weiß; so meinte auch **Herta Müller**, die zu Recht für ihr Werk den Literaturnobelpreis erhielt. Ihr deutscher Verleger **Michael Krüger** schuf eine solche Wahrheit durch eine schöne neue Metapher, als er bei den entsprechenden Feierlichkeiten in Stockholm die Metapher von der „Frackhemdblende“ kreierte – muß man viel dazu erklären? Man meint beinahe, die entsprechende Szene vor sich zu sehen und hat zugleich ein Beispiel dafür, wie ein solches Wort „trifft“. Die Stimme erreicht über das Ohr das die steifen Szenen der Frackträger imaginierende Auge - und es fängt für einen Moment zu „träumen“ an. Von der Metapher sagte deshalb auch Ricoeur, dass die Worte träumen und Davidson sieht in der Metapher die „Traumarbeit der Sprache“ am Werke. Wenn wir dem noch hinzufügen, dass der Psychoanalytiker **Jakob Arlow** einmal meinte, die gute Deutung entstünde aus der Fähigkeit des Analytikers, träumend zuzuhören, dann sehen wir,

welche Bezüge es hier zur therapeutischen Praxis gibt.

Die werden noch viel prägnanter, wenn wir uns weiteren neuen Texten zuwenden. Das von **Raymond W. Gibbs, Jr.** herausgegebene „Cambridge Handbook of Metaphor and Thought“ (2008) enthält so viele aufregende Beiträge, das ich auch davon nur wenige besprechen kann. Ich muß auswählen. Bemerkenswert, dass im amerikanischen Wissenschaftskontext die Rolle der Metapher gerade im psychotherapeutischen und psychoanalytischen Feld weit mehr Aufmerksamkeit findet als hierzulande. **Linda M. MacMullen** trägt zu diesem Thema bei mit dem Titel: „Putting It in Context – Metaphor in Psychotherapy“. Diese in einschlägigen Kreisen wohlbekannte und geschützte Autorin – u.a. Mitherausgeberin der Zeitschrift *Metaphor and Symbolic Activity* – ortet zwei Sorten von Texten über die Metapher in der Psychotherapie. Die eine Sorte von Autoren preist die Metapher als ein fabelhaftes Instrument, um Patienten/Klienten zu beeinflussen, sei es durch visuelle („Ich sehe, was Sie meinen“), durch auditive („Das klingt so, als ob Sie...“) oder kinästhetische („Das fühlt sich so an wie...“) Metaphoriken. Zurecht moniert die Autorin hier die instrumentelle, man könnte auch sagen: etwas manipulative Orientierung solcher Texte. Wir sehen, die Beschäftigung mit der Metapher nützt noch nicht gegen das instrumentelle Denken in der Psychotherapie. Hier fasst sie zusammen:

„What is problematic is that by focussing on the referential, representational, expressive, communicative, and even determinative power of metaphors, what is said and how it is said have too often not been adequately situated. In essence, a focus on words has been taken precedence over a focus on talk and, in particular, on talk as a form of situated action“ (S. 402)

Moniert wird, dass die Einbettung der Metapher in Gesprächskontexte schlicht und einfach ignoriert wird.

Die andere Sorte von Texten sind empirische Untersuchungen zur Häufigkeit von Metaphern, dazu, ob und wie oft Therapeu-

ten die Metaphern ihrer Patienten „nutzen“ und ähnliches und hier gilt eine vergleichbare Kritik. Was McMullen vorschlägt, liest sich dann so:

„One way to begin thinking about what a contextual approach would entail is to start not with a focus on metaphors, per se, but rather on events of clinical interest, for example, on identity talk, on empathic ruptures, on therapist challenges, on client sadness. Given the pervasiveness of metaphors, there is a high likelihood that these events will be constituted, in part, by metaphors; if not, the very absence of metaphors might be informative. Taking the focus of metaphors, per se, could have a dual effect of grounding our analyses in what are considered to be clinically relevant questions and of lessening the practice of analyzing decontextualized fragments of talk, as is typically the case in empirical research, or of presenting summary descriptions of the use of metaphors as stand-alone interventions, as is often the case in the conceptual, or theory-based professional literature“ (S. 408)

Das klingt, als müsse man sich praktisch nicht dafür interessieren; tatsächlich aber ist die Berücksichtigung der Konversationskontexte von großer praktischer Bedeutung! Gute Kliniker haben ausgeprägten Sinn für die Bildhaftigkeit gehörter Mitteilungen und lassen unbedeutende, nebensächliche Metaphern wie von selbst fallen.

Nun ist aber die Metapher selbst keine Neben-, sondern eine psychoanalytische Hauptsache, wie der Beitrag des New Yorker Psychoanalytikers **Antal F. Borbely** in dem von Gibbs herausgegebenen Band zeigt. Er fordert, die Psychoanalyse müsse endlich die neuen kognitiven Theorien zur Kenntnis nehmen:

„Psychoanalysts, for their part, have generally not helped matters, as their knowledge base gains expressions in the idiosyncratic terminologies of rival psychoanalytic schools, making integration with cognitive science claims more difficult still“ (S. 412)

Nach dieser Auffassung halten Psychoanalytiker sich zu lange schon mit den internen Rivalitäten ihrer verschiedenen Schulen auf,

während ein Blick über den Tellerrand ihnen zeigen würde, mit welchem enormen Integrationspotential an anderen Orten über die psychoanalytischen Themen verhandelt wird. Das, so stöhnt man ein bißchen, ist ja recht wahr!

Borbely unterscheidet dann die Metapher von der Metonymie. Die Metapher erlaube, *Etwas* „in terms of“ etwas Anderem zu sehen – z.B. das Traumbild „in terms“ der latenten Traumgedanken, die Eifersucht „in terms“ des ödipalen Konflikts, den Analytiker „in terms“ von Vater oder Mutter. Und man kann den wichtigen Gedanken nicht ernst genug nehmen, dass die Psychoanalyse der Metapher eine zeitliche Dimension hinzufügt, etwa wenn wir in der Übertragungsdeutung zeigen, dass der gegenwärtige Analytiker „in terms“ der vergangenen Beziehungen wahrgenommen und behandelt wird. Anders hingegen verhält es sich bei der Metonymie.

Borbely illustriert das am Beispiel eines kleinen 6jährigen Mädchens, dem ein Geschwister geboren wird und das seinen Geschwisterhass überwindet, indem es erklärt, das Geschwister zu lieben. Hier wird Hass nicht „in terms of“ Liebe ausgedrückt, sondern „Love comes to *stand for* hate“ (S. 415).

Der Unterschied ist also einer dynamischer Art; wir müssen eine „steht für“-Beziehung bei der Metonymie unterscheiden von der „als“-Beziehung bei der Metapher, die *Etwas als* etwas Anderes zu sehen erlaubt. Auch die Gegenwart *als* Vergangenheit.

Aber beiden Beziehungsformaten des „in terms of“ und des „stands for“ ist auch etwas gemeinsam.

Das Gemeinsame bezeichnet Borbely als eine „hedge equation“, was ein schwierig zu übersetzender Ausdruck ist. Nehmen wir ein Beispiel. Die Metapher „Dies Bild ist ein Schinken“ versteht nur der als Metapher, der zugleich versteht, dass dies Bild natürlich kein Schinken *ist*. Wer hineinbeißen würde, würde zu verstehen geben, dass er nicht versteht, was eine Metapher ist. Die Metapher sagt also zugleich, dass etwas *ist* und sie sagt *zugleich*, dass etwas *nicht ist*. Das ist bei der Metonymie nicht anders. Wer den Satz

hört: „Aus Berlin verläutet...“ vernimmt eine Metonymie, aber er weiß zugleich, dass hier eine „steht für“-Beziehung („Berlin“ *steht für* „die Regierung“) angesprochen ist (oder er versteht die Metonymie nicht).

Jetzt kann Borbely weiter gehen und klar stellen, dass Abwehr im psychoanalytischen Sinn genau damit zu tun hat, dass mehr oder weniger partiell eben die „hedge equation“ außer Kraft gesetzt ist und damit die Bedeutung einer Aussage auf die eine oder andere Seite festlegen würde. Das wird noch sehr viel weiter differenziert; u.a. führt Borbely die Idee ein (wie ich sie auch schon einmal ausgesprochen habe), dass Trauma vor allem in einem Verlust der Metaphorizität resultiert, in einem Verlust jener Flexibilität und Weichheit eines Denkens, welches die Assimilation von Erfahrungen möglich macht; die traumatische Erfahrung kann nicht mit der notwendigen Ambiguität verarbeitet werden.

Und dann kann man diese Unterscheidungen auf die psychoanalytische Theorie und ihre Kontroversen selbst wiederum anwenden und kommt zu einer erstaunlichen Einsicht:

„In view of this combinatorial explosion of interactions and transformations, our designating entities, states and processes as ‚thoughts‘, ‚emotions‘, and ‚passions‘ (desires, aggression) is little more than an attempt to comprehend complexly interwoven processes that codified symbolically and subsymbolically. Metaphor and metonymy are informational and organizational devices that allow complex mentation to move in realms that lie outside the range of concepts, where thought has not hardened into concepts.“ (S. 416)

Dort also, wo sich unsere unbewusste Gedankentätigkeit noch nicht zu „Konzepten“ ausgehärtet hat, dort sieht Borbely Metapher und Metonymie entspringen, aus jenem weichen Untergrund, von dem diese figurativen Sprechweisen immer etwas an sich behalten, auch wenn sie darauf nur anspielen können. Wenn man sich daran erinnert, wie der Philosoph Hans J. Schneider vom „Geflecht“ sprach, dann merkt man schnell, hier stellen sich Autoren aus so unterschiedlichen Tradi-

tionen etwas ganz Ähnliches vor – das Weichere des Emotionalen bzw. des Unbewussten im Gegensatz zu den härteren Begriffs- und Konzeptbildungen des Bewusstseins. Meinen aufmerksamen Lesern wird darüber hinaus nicht entgangen sein, das Borbely mit der Annahme von „hedge equations“ for-

muliert, was **Freud** zum Primärprozess gezählt hatte. In der Logik des Sekundärprozesses ist es verboten, zu behaupten  $A=A$  und *zugleich*  $A \neq A$ . Das aber tun Metapher und Metonymie ständig und sie tun das nicht nur im Traum, sondern eben in der „Traumarbeit der Sprache“ (Davidson).

#### MULTIMODALE SZENEN DES WISSENS

Natürlich gibt es in dem umfangreichen Band über „Metaphor and Thought“, den Gibbs herausgegeben hat, Arbeiten zu den angesprochenen Themen, etwa zu „Metapher and talk“ von **Lynne Cameron** und ebenso so Themen wie „Metaphor and emotion“ von **Zoltán Kövecses**, aber noch viel interessanter zu den Bezügen zwischen Metapher und Mathematik (**Rafael Nunez**) und zu solchen wie „Metaphor, gesture, and thought“ von **Alan Cienki** und **Cornelia Müller**.

Jedem ist schon aufgefallen, dass Menschen mit Gesten selbst dann ihr Sprechen begleiten, wenn andere diese Gesten gar nicht sehen können (etwa am Telefon). Hörspielsprecher bewegen sich und ihre Arme gestikulierend bei der Aufnahme, weil sie nur dann die richtige Tonlage finden, mit der passenden Stimme sprechen können, und jedem ist auch schon aufgefallen, dass es Menschen gibt, bei denen Gestik und Sprechen irgendwie nicht zusammen zu passen scheinen. Was tut sich hier und wie kann man das untersuchen? Das ist das Thema des zuletzt genannten Beitrags von Cienki und Müller. Sie sprechen direkt von metaphorischen Gesten, zunächst, weil auch bei Gesten beobachtet werden kann, dass sie gedankliche Vorstellungen von einem in den anderen Bereich übertragen, dann aber besonders, weil der Zielbereich einer solchen Übertragung (=Metapher) oft abstrakt ist. Jemand kann z.B. den Satz sagen: „Der Abstand zwischen Deiner und meiner Ansicht ist so groß“ und bei den Worten: „so groß“ dehnt er das „sooooo“ und zugleich macht er eine ausdehnende Bewegung mit beiden Händen. Die gleiche Geste kann einer ma-

chen, der sagt, er habe einen Fisch geangelt, der war „sooooo groß“. Diese Größenbestimmung ist konkret und sinnlich wahrnehmbar und die wird nun auf einen anderen, auf einen abstrakten Abstand übertragen.

Ein Abstand zwischen Ansichten ist abstrakt, was freilich gestisch-konkret vorgestellt wird, als würde es sich um einen Abstand zwischen einem und einem anderen Ding handeln. Die Geste präsentiert ein Bild des Unsichtbaren, das Bild einer Abstraktion – hier schließen sich die Autoren an **David McNeill** an, der solche Phänomene umfangreich untersucht hat (Vgl. meinen früheren PNL 76). Wie nun können sich Gesten und Sprechen zueinander verhalten? Das erschließt sich, wenn man sieht, wie Gesten eine Imagination in die Konversation einbringen

Die eine Möglichkeit ist, dass Geste und Sprechen zueinander passen. Jemand kann von einem anderen sagen „Der hat es ganz schön schwer“ und seine sich leicht beugende Körperhaltung, sein Gesichtsausdruck und seine Geste illustriert, dass er eine Metapher imaginiert, die wohlbekannt ist: „Probleme sind Lasten“. Ein anderer sagt im Fernsehen über die Boni-Banker, dass sie ihre moralischen Grenzen „enorm ausdehnen“ und zeigt mit ausgeweiteten, mit dem Handrücken nach außen von sich weisenden Händen an, was er genau meint – und darüber hinaus noch buchstabiert er seine moralische Abweisung. Buchstabiert – aber eben nicht mit Worten, sondern mit Gesten.

Eine weitere Möglichkeit ist, dass die Metapher in der Geste, nicht aber in der Sprache ausgedrückt wird. Das Beispiel im Text (S.

489) ist interessant. Die Autoren erwähnen eine deutsche Sprecherin, die über Depressivität spricht und dabei eine langsame Abwärtsbewegung mit ihrer rechten Hand macht, während Daumen und Zeigefinger einen Ring zu formen beginnen. Depression, so erläutern die Autoren, habe durchaus etwas mit Niedergang, Niedergeschlagenheit oder (moralischem) Niedergeschlagenwerden zu tun, aber das sei den meisten deutschen Sprechern nicht bewusst. Die wiederum wohlbekannt Metaphorik „sad is down“ wird dennoch in der Gestik artikuliert; sie enthält ein Wissen um das Gemeinte, das sich von dem in der Sprache Mitgeteilten unterscheidet.

Eine dritte Möglichkeit ist, wenn in Geste und Sprechen verschiedene Metaphern ausgedrückt werden. Ein Beispiel stammt aus einer moralischen Kontroverse, wo ein Sprecher die moralischen Gegensätze als „schwarz“ und „weiß“ metaphorisch artikuliert, aber mit den Händen mal nach links und mal nach rechts wedelt

Schließlich können auch Metaphern gestisch artikuliert werden, die im Sprechen gar nicht vorkommen.

Von den vielfachen Schlußfolgerungen, die diese Autoren aus ihren differenzierten Beobachtungen ziehen, will ich hier nur erwähnen, dass sie es für einen Irrtum halten, wenn man bei der Analyse von Konversationszenen selbstverständlich davon ausgeht, dass man mit dem Sprechen zu beginnen hätte. Gesten verlaufen vielmehr als „co-verbal behavior“ (S. 493) und manchmal trennen sich die Gleise der Mitteilung voneinander. Das Studium der Geste könne deshalb unser Verständnis von Metapher und Denken, auch in den unbewussten Dimensionen, erweitern. Offenbar müssen wir davon ausgehen, dass es Bereiche des Denkens gibt, die keineswegs an Sprache und Sprechen gebunden sind, die eher imaginativ-bildhaft und gestisch-darstellend sind und die Hogrebe gemeint hat, als er von der Szenischen Existenz sprach. David McNeill nimmt an, dass für die Divergenz des Gestischen vom Sprachlichen immer bestimmte Umstände angegeben werden können. Er

vermutet, dass der Normalfall gleichsam Konvergenz und Kontinuität des Gestischen und des Sprachlichen sind.

Für die Rolle des Szenischen nun gibt es weitere empirische Evidenz.

Ein von **Charles J. Forceville** und **Eduardo Urios-Aparisi** herausgegebener Band über „Multimodal Metaphor“ (2009) schließt hier nahtlos an. Die Autorinnen und Autoren verbindet die Idee, dass die akademische Untersuchung zwar mit der (idealisierten) Sprache begonnen habe, dann aber zur Untersuchung des (faktischen) „Sprechens“ überwechselte und dann bei der Untersuchung der multimodalen Dimensionen angelangt sei, bei der These nämlich, dass die Metapher keine Sache der Sprache, sondern auch der Kognition in ihren unbewusst-prozessualen Anteilen sei. Jetzt, so lautet die Entdeckung, stellen wir fest, dass die Metapher in verschiedenen Modalitäten (geschrieben, gesprochen, statischen und beweglichen Bildern, in nonverbalen Geräuschen und natürlich in der Gestik) erscheinen kann und dass man diese Modi voneinander unterscheiden muß, wohlwissend, dass man nie vollständig vom einen in den anderen wird übersetzen können. Dabei spielen kulturelle Faktoren eine erhebliche Rolle.

Der Band enthält deshalb Beiträge zur Darstellung von Comics – wer etwas über japanische Mangas wissen möchte oder über die Gefühlsdarstellungen der Wut bei Figuren wie **Asterix** kann sich hier genau informieren. Ebenso werden auch politische Cartoons analysiert. Die Darstellung geht über statische Bilder hinaus und wendet sich Fernsehsendungen zu, geht zu Filmen oder zur Musik und deren Metaphern und entdeckt dann auch ein schönes Beispiel für „cross-modality“, nämlich darin, wie für Weine und deren Geschmack gesprochen wird.

Weinwerbung etwa muß ja, wie der Beitrag von **Rosario Caballero** zeigt, organoleptische Erfahrungen der Zunge und des Mundes so in Metaphern übersetzen, dass potentielle Weintrinker den Geschmack schon „spüren“, *bevor* sie den Wein überhaupt ge-

trunken haben. Was ist gemeint, wenn es heißt, der Wein sei „weich“ oder „frisch“? Das sind Metaphern, die wunderbare Beispiele für die Autonomie der Metaphorik sind, denn es gibt keine nicht-metaphorischen Worte, um die damit angesprochene Erfahrung artikulieren zu können. Und obendrein wäre das doch ein schönes Beispiel für das das, was ich anfänglich als „scenische Erzählung“ hier vorgestellt hatte: über das vernehmende Ohr dringen Worte so vor, dass man nicht nur Etwas vor Augen hat, sondern sogar den Geschmack auf der Zunge.

Deshalb taucht in den Beiträgen der verschiedenen Autoren ein Ausdruck auf, der hier eine Rolle spielt, nämlich die Rede vom „metaphor scenario“ (S. 11). Alle Kapitel verbindet diese Vorstellung eines Szenarios. So meinen auch die Herausgeber.

Mir will äußerst interessant erscheinen, dass diese Rede vom Szenario auch in anderen Kontexten auftaucht, worauf das ich hier nur mit Nachdruck hinweisen will. Warum eigentlich können wir uns etwas vorstellen mit solchen Wirkungen? Die neue Antwort heißt hier: Spiegelneuronen und darüber informiert in Deutschland seit 2005 das gut geschriebene Buch von **Joachim Bauer**: „Warum ich fühle, was Du fühlst“. Er knüpft u.a. an die Idee Freuds an, dass das Unbewusste des Einen das des Anderen verstehe und zwar „unter Umgehung des Bewusstseins“, wie Freud bekanntlich formulierte und Joachim Bauer unterstützt diese Idee durch seine Darstellung des Konzepts der Spiegelneuronen.

Noch viel weiter freilich geht **Jerome A. Feldman** (2006) mit dem Buchtitel „From Molecule to Metaphor – A Neural Theory of

Language“ (MIT-Press) und dieser Autor bedauert (S. 107), dass Freud manche Ansätze nur genannt, nicht aber weiter entwickelt habe. Auch Feldman (S. 68) erwähnt die Spiegelneuronen und betont vielfach, dass niemand genau weiß, wie Worte und Konzepte neuronal verbunden sind. Aber er macht einen Vorschlag, der ebenfalls beim „Szenario“ einmündet (S. 145) und differenziert diesen weit aus, wobei er – Freund von **George Lakoff** – auf die Metaphorik ausführlich zu sprechen kommt und ihr eine zentrale Rolle einräumt. Hinweisen wollte ich auf dieses materialreiche Buch, lesen müssen die, die sich außer mir für diese Zusammenhänge en detail interessieren. Hier begnüge ich mich mit der zufriedenen Feststellung, dass „Szene“ wieder „in“ ist. In der cognitive science, die zur Kenntnis zu nehmen ich nur dringend empfehlen möchte.

Aber festhalten kann man doch, dass das Szenische gleichsam der Anfang ist, worauf sich das Metaphorische und dann das Kategoriale aufbaut. Doch nicht so, dass der Anfang gleichsam aufgegeben würde, sondern eher so, dass das Szenische (wie z.B. die Gesten zeigen) ebenso wie das Metaphorische immer präsent bleibt. Das alles ist eingebunden in Konversation und Interaktion, also Beziehung und nie frei von Kulturarbeit zu verstehen – und es ist wahrscheinlich unsere Kultur, die dem Verbalen eine so hohe Priorität einräumt, das wir meinen, das andere vernachlässigen zu dürfen. Jetzt kann es in unserer Szene wieder präsent werden. Die Rede vom Szenischen Verstehen ist rehabilitiert so, dass man an gute Empirie ebenso wie an sehr interessante neue Theorien anschließen kann.

## EXISTIEREN SZENARIEN?

**W**enn ich nun zurückblicke auf den Beginn meiner Darstellung mit Hogrebe und seiner Untersuchung des philosophisch „Mitgesehenen“, die auf eine scenische Existenz hinweisen, dann kann ich nicht anders als mich freuen über die Konvergenz der Befunde. Natürlich weiß ich, wie viele Abweichungen im Detail an jeder Stelle nicht nur möglich,

sondern auch durchgeführt sind und ich kann hier ja nicht anders als größere Linien auszuziehen in der Hoffnung, dass der Eine oder die Andere sich angesprochen fühlen könnten von den gewaltigen Potentialen für die Psychoanalyse, die hier versteckt sind.

Borbely hat ja recht, wenn er meint, dass die psychoanalytischen Kontroversen zu eng sind. Sie schnüren einem weniger die Luft als vielmehr die Lust ab, die Lust weit zu blicken in jene anderen Reiche des Denkens und der Forschung, wo auf eine elegante Weise einst psychoanalytische Entdeckungen nachgeholt und obendrein mit empirischem Material gestützt werden – und dabei ganz und gar, sogar von den meisten Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytikern selbst, vergessen wird, wo die Quellen dieser intellektuellen Ströme lagen.

Bion (1970, S. 86) schreibt in diesem Zusammenhang sehr schön:

„Die Kluft zwischen dem, was manche unter Psychoanalyse verstehen und was sie für mich als Kleinianer bedeutet, ist sehr groß und wird immer größer. Dies wird im allgemeinen auf Differenzen in der Theoriebildung zurückgeführt. Ich glaube jedoch nicht, dass es unbedingt die unterschiedlichen Theorien sind, welche die Wissenschaftler entzweien. Ich habe nicht den Eindruck, daß mich ein unterschiedlicher theoretischer Standpunkt zwangsläufig von jemandem trennen müßte; das scheint mir kein brauchbarer Maßstab zu sein, um die Kluft auszumessen. Umgekehrt habe ich mich schon von jemandem weit entfernt gefühlt, der denselben Theorien anzuhängen schien, wie ich. Demzufolge muß die ‚Kluft‘ auf einem anderen Gebiet ‚ausgemessen‘ werden, als auf dem der Theoriebildung. ...“.

Wenn das stimmt, dass wir Differenzen auf einem anderen Gebiet auszumessen haben als auf dem der Theoriebildung, dann könnten wir nun zweierlei Gebiete bezeichnen. Das eine ist das, was ich die philosophische Grundorientierung genannt und zu Beginn dieses PNL ja etwas dazu verdeutlicht habe. Dabei wird klar, dass wer sich an cognitive science und Konversation orientiert, auf ein instrumentelles Denken im Sinne von „Intervention“ und „Technik“ ganz und gar verzichten kann; Kontroversen könnten also in solchen philosophischen Grundorientierungen den einen Grund haben.

Ein anderer Grund von ungeklärten Kontroversen liegt in den Mikro-Dimensionen eines jeden therapeutischen Dialogs selbst. Psychoanalyse lehrt Sensibilität für unbewusste Konversationsdimensionen in den Szenarien des Gesprächs, in den Flüchtigkeiten der Geste, in den Darstellungen von Metaphorik und Metonymie. Es macht doch ungeheuer viel aus, in welcher Weise einer sich räuspert, die Arme schwenkt, die Miene verzieht oder die Stimme hören lässt, während er meint, nichts anderes zu tun als eine Deutung zu geben. Die Flüchtigkeit dieser Momente, so belehrt uns die Beschäftigung mit den hier angespielten Themen aus der Kognitionsforschung, macht mehr für die Atmosphäre des Zusammenspiels von Übertragung und Gegenübertragung als das, was in Fallbeispielen davon berichtet wird. Leider muß man in diesem Zusammenhang auch einmal sagen, dass „Übertragung“ und „Gegenübertragung“ relativ großflächige Begriffsraster sind, verglichen mit der Subtilität an methodischer Beobachtung von Gesprächen, wie man sie in den hier besprochenen Forschungsrichtungen vorfindet. Das ist keine Schmähekritik, wie manche gleich fürchten werden, sondern eher als Anregung gemeint, diese Subtilität sich verstärkt für die Klärung eigener Fragen innerhalb der Psychoanalyse zu eigen zu machen.

Weil wir in den Momenten der Teilhabe so sehr viel besser sind als beim Update unserer Theorien, weil wir bei der dynamischen Wissensform des aktualisierten Gesprächs so sehr viel besser sind als bei der statischen Wissensform des Kategorial-Diagnostischen, sollten wir mehr dazu übergehen, unser Können und unsere Kompetenz mehr zu demonstrieren als nur in Fallbeispielen und Stundenprotokollen, sondern in genauen Wiedergaben dessen, was wir tun. Dann können wir so überzeugen, wie die Rede von den Aromen eines Weines Lesern und Hörern schon das Wasser im Munde zusammenlaufen lassen kann – weil man sich plötzlich darunter etwas vorstellen kann, was Psychoanalytiker tun (und nicht nur, wovon sie reden, das sie tun).

Und wenn ich noch einmal auf den Anfang zurückblicke, dann könnte man geradezu meinen, die „Einheit“, von der da die Rede war, die kann sich *gerade durch empirische Forschung* herstellen! Aber

nicht eine Abfrage-Empirie, die instrumentell den Störungen vom Typ A die Intervention vom Typ A' zuordnet, sondern durch eine an „natürlichen“ Situationen interessierte empirische Forschung, die in allen Details versteht und würdigt, dass Sprechen und Kognition mit allem affektivem Zubehör sich nicht in kategorisierende Dimensionen pressen lassen und die weiß, dass Sprechen inklusive all der hier angesprochenen affektiven Multimodalitäten die zentrale Dimension allen therapeutischen Handelns und Behandelns schlechthin ist. Was wir und wie wir reden, wie wir unser Reden gestisch und räuspernd, unterbrochen und rappend begleiten, wie wir das hören und sehen, was unsere Patienten als Gesprächspartner mitbringen – das (!) ist die Empirie, die dem größten Teil der sog. empirischen Forschung doch fehlt!